

Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1907. * № 20.

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen begab sich Peppino nach dem Gericht. Es dauerte auch gar nicht lange, so wurde er vorgelassen und stand dem Untersuchungsrichter Geminiani gegenüber, der ein noch junger Mann von einigen dreißig Jahren war.

„Setzen Sie sich," sagte Geminiani flott und schneidig, indem er den Eingetretenen scharf durch den Klemmer ansah. „Sie sind Don Giuseppe Maregni, siebenundzwanzig Jahre alt, aus Sorrent gebürtig, katholischer Religion, ledig und jetzt Aufwärter im Ospedale degli Incurabili. Stimmt das?"

„Ja, Herr Untersuchungsrichter," antwortete Peppino etwas leise, als ob er ängstlich sei.

„Sie waren bis vor einiger Zeit Marinajo in der Villa Miramar, in Diensten des Herrn Grafen Enea di Monteverde," fuhr der Untersuchungsrichter fort. „Wie lange waren Sie in diesem Verhältnis?"

„Etwa vier Jahre, mein Herr. Seit ich vom Militär frei bin."

„Richtig. Sie waren Soldat. Ihre Militärpapiere weisen aus, daß Sie sich mit Ausnahme eines Falles immer gut aufgeführt haben. Was war doch das?"

„Ich habe einmal in Caserta Arrest gehabt wegen eines Mädchens, das —"

„Na, lassen wir es, wenn es Ihnen unangenehm ist, davon zu reden. Es hat nichts zu sagen. Kommen wir zu unserer Sache. Warum haben Sie Ihren Dienst in der Villa Miramar verlassen?"

„Es gefiel mir nicht mehr, Herr Untersuchungsrichter."

„Wieso? Haben Sie Streit gehabt? Oder hat man Sie fortgeschickt?"

„Keines von beiden. Ich habe dem Herrn Grafen gesagt, daß ich seinen Dienst verlassen wolle, um nach Neapel zu gehen, weil ich hoffte, dort mehr zu verdienen. Graf Enea sagte mir noch, daß er mir Empfehlungen an seine Freunde mitgeben wolle, aber ich wies das zurück. Ich wollte das nicht."

„Sie wollten das nicht? Aber dazu müssen Sie doch einen Grund gehabt haben?"

„Gewiß habe ich den gehabt."

„Und welchen?"

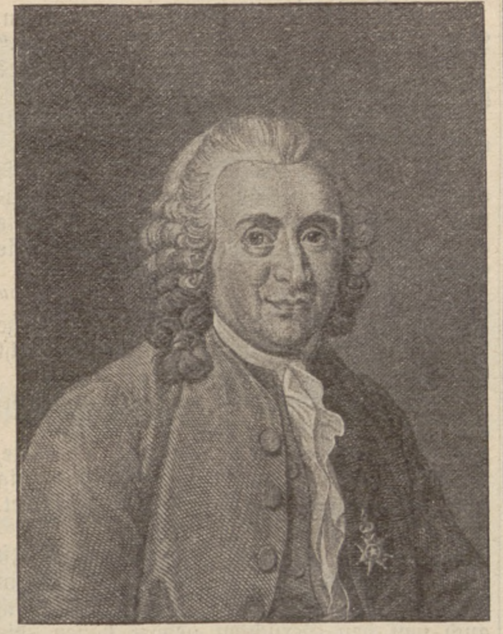
„Herr Untersuchungsrichter, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mit dem Grafen Enea nichts mehr zu tun haben wollte. Es sollte aus sein zwischen uns, und deshalb wollte ich auch von seinen Freunden nichts wissen."

Der Untersuchungsrichter sah ihn wieder scharf an. Peppino machte sein unschuldigstes Gesicht.

„Lieber Freund, mit solchen unbestimmten Ausflüchten kommen Sie hier nicht durch, das sage ich Ihnen. Wir wollen eben wissen, was vorgegangen ist, und können uns nicht damit zufrieden geben, wenn Sie sagen: ‚Ich weiß das nicht, oder ich kann nur das und das sagen.' Sie müssen alles sagen. Weshalb also wollten Sie mit dem Grafen di Monteverde nichts mehr zu tun haben?"

Peppino machte eine verlegene Pause.

„Ich weiß nicht," begann er endlich zögernd, „eine geheime Furcht, daß es ihm einmal noch recht schlecht gehen könne, machte mir Angst."



Karl v. Linné. (S. 155)
Nach einem Stahlstich aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

„Na, warten Sie mal. Dieser geheimen Furcht wollen wir doch etwas näher auf den Grund gehen. Sie waren natürlich schon in der Villa Miramar, als Gräfin Malvesina starb?"

„Ja."

„Sie haben natürlich auch von den Gerüchten gehört, die umgehen und besagen, daß Gräfin Malvesina keines natürlichen Todes gestorben sei?"

„Herr Untersuchungsrichter," erwiderte Peppino wieder sehr ängstlich, „ich habe davon gehört und weiß auch — — ich — ich — nein, die Madonna möge mich behüten und bewahren, von irgend einem Christenmenschen so etwas zu behaupten."

Wieder sah ihn der Untersuchungsrichter prüfend an, bemerkte seine Verwirrung und lächelte dann überlegen. Es mochte ihm als ein leichtes erscheinen, aus dem Zeugen alles herauszubringen. Geminiani war noch ein junger Beamter und stand noch im Anfang seiner Laufbahn, es war seine erste „große Sache", die er jetzt in Händen hatte, war bis dahin nur mit kleinen Diebstählen, Messerstechereien, Wirtshausstreitigkeiten und dergleichen beschäftigt gewesen; aber er hielt sich für einen vortrefflichen Untersuchungsrichter, und das wollte er jetzt zeigen.

„Sie wissen also davon, daß man behauptet, Graf Enea habe seine erste Gemahlin vergiftet?" fragte er wieder nach einer kleinen Pause.

„Herr Untersuchungsrichter, ich habe davon gehört, aber ich schwöre bei der Madonna und allen Heiligen, daß ich niemals diese Gerüchte weitergetragen habe."

„Aber Sie glaubten daran, denn sonst hätte Ihre Furcht vor dem Ende des Grafen Enea keinen Sinn. Sie glauben auch heute noch, daß Graf Enea seine erste Frau vergiftet hat. Nicht wahr?"

„Ich muß wohl."

„So? Sie müssen es sogar glauben?" fuhr Geminiani lebhaft auf. „Und weshalb, wenn's beliebt?"

Peppino schien in fürchterlicher Verlegenheit zu sein, aber dem ausgezeichneten Geschick des Herrn Geminiani gelang es doch in verhältnismäßig kurzer Zeit, ihm die Geschichte von der Arsenikküte, wie sie Peppino seinerzeit schon dem Doktor Gherardi erzählt, abzufragen. Nach kaum fünf Minuten wußte Geminiani alles und kam natürlich infolgedessen immer mehr ins Feuer.

„Und Sie haben den Grafen Enea in jener Nacht genau erkannt?" fragte er aufgeregt.

„Ganz genau."

„So, daß Sie den Vorgang in der Hauptverhandlung beschwören können?"

„Gewiß," erwiderte Peppino fest.

„Gut. Und nun erzählen Sie mir noch die näheren Umstände beim Tode der Gräfin Malvesina, soweit Sie sich deren noch entsinnen."

„Es war zwei Tage nach der Geburt der kleinen Santina," begann Peppino, „als es plötzlich hieß, daß Gräfin Malvesina sehr krank sei. Sie habe sich an frischen Feigen, die sie für ihr Leben gern aß, den Magen verdorben. Bei ihrem Zustand konnte das wohl gefährlich sein. In der Nacht darauf war sie tot."

„Aber im Totenschein steht doch Kindbettfieber als Todesursache."

„Das Papier ist geduldig."

„Aber der Cavaliere Lombardi wird doch nicht etwas bestätigt haben, wovon er nicht überzeugt war."

„Lassen Sie sich nur einmal die Rechnung zeigen, die Graf Enea an den alten Lombardi bezahlt hat."

„Wie? Sie meinen, daß Graf Enea den Arzt bestochen habe?"

„Gott soll mich bewahren, so etwas zu meinen. Es wunderte mich nur, daß damals der alte Lombardi, der doch kaum noch stehen konnte, allein berufen war, den Totenschein auszustellen, wo doch andere Ärzte da waren."

„So? Es waren noch andere Ärzte da?"

„Natürlich. Oder wenigstens einer."

„Wie hieß er?"

„Gherardi, Dottore Enrico Gherardi."

Geminiani machte sich hastig einige Notizen.

„Und nun sagen Sie mir noch eins, Don Giuseppe. Warum äußerten Sie denn nicht gleich damals Ihre Bedenken, da Sie doch die Geschichte von der Arseniktüte wußten?"

„Gott soll mich behüten und bewahren!" entgegnete Peppino entsetzt. „Zunächst hatte ich damals ebensowenig wie irgend ein anderer Bedenken, denn diese traten erst auf, als nach Jahr und Tag die Gerüchte entstanden, die Sie kennen. Aber auch wenn ich damals oder später Bedenken gehabt hätte, so wäre ich wohl ein rechter Narr gewesen, wenn ich sie hätte äußern wollen. Wo solche gelehrte Leute wie der Cavaliere Lombardi gesprochen hatten, brauchte ich nur den Mund aufzutun, um sofort ins Gefängnis zu wandern. Mit unsereinem macht man kurzen Prozeß. Ich bin kein Graf. Außerdem konnte ich ja nichts beweisen. Konnte Graf Enea nicht auch Ratten vergiftet haben? Konnte er nicht hundert Erklärungen und Ausreden für diesen Vorgang haben? Nein, Herr Untersuchungsrichter, wenn wir armen Leute auch nicht viel gelernt haben, so dumm sind wir doch nicht, uns ohne Not die Finger zu verbrennen."

Damit war die Vernehmung Peppinos in der Hauptsache beendet. Ohne Zögern unterschrieb er das Protokoll, das Geminiani ihm vorlegte, und ging dann, den kleinen steifen Filzhut unternehmend auf das rechte Ohr gesetzt, davon. Er hatte eigentlich vor, zunächst der kleinen Carmincella einen Besuch abzustatten. Urlaub hatte er einmal, und ob er diesen nun eine oder zwei Stunden länger ausdehnte, darauf kam nichts an. Auch schien es ihm, als ob er heute um einen großen Schritt seinem Ziele, der Verheiratung mit Carmincella, näher gekommen sei.

Trotzdem bog er, als er aus dem Gerichtsgebäude heraustrat, nicht links nach dem Hafen ab, sondern rechts und kehrte ins Hospital zurück. Es war ihm etwas Wichtigeres eingefallen, und ehe noch eine Stunde verging, wußte Doktor Gherardi Punkt für Punkt, was Peppino mit Herrn Geminiani verhandelt hatte.

Schon am nächsten Morgen stand der Arzt in dem kleinen, kahlen Zimmer, das dem Untersuchungsrichter Geminiani als Bureau diente, drückte in höflichen Redensarten seine Überraschung aus, hierher gerufen worden zu sein, und wünschte zu wissen, um was es sich handle.

Geminiani war natürlich nicht weniger höflich, und es schien den beiden einen gewissen Genuß zu verschaffen, sich gegenseitig in den verbindlichsten Worten die größte Hochachtung zu bezeigen.

„Und nun," sagte darauf der Untersuchungsrichter, „kommen wir auf unsere Angelegenheit, mein verehrter Herr Doktor. Sie werden die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten, die ich Ihnen vorzulegen habe."

„Ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Untersuchungsrichter," antwortete Gherardi verbindlich lächelnd, worauf wieder zwei Verbeugungen erfolgten.

„Sie waren vor drei Jahren Assistenzarzt des verstorbenen Cavaliere Lombardi und befanden sich als solcher in der Nähe, als die Gräfin Malvesina di Monteverde in ihrer Villa Miramar in Sorrent starb?"

„Ja, das stimmt. Es ist sogar schon



Dr. E. Mauchamp †. (S. 156)

etwas länger als drei Jahre her, wenn auch nur wenige Wochen."

„Es kommt so genau nicht darauf an. Wenn Sie sich nur auf den Fall besinnen."

„O, natürlich. So genau, als ob es gestern gewesen wäre."

„Sehr schön. Sie haben die Tote selbstverständlich gesehen?"

„Gewiß. Ich bin die Nacht, in der die Gräfin starb, nicht aus dem Hause gekommen, weil mir der alte Lombardi, der, wie Sie wohl wissen, sehr kurzsichtig war, die Wache übertragen hatte."

„So? Der alte Lombardi war kurzsichtig?"

„Und wie! Er konnte auf der Straße Mann und Frau auf zehn Schritte nicht mehr unterscheiden."

Geminiani lachte laut auf und war offenbar sehr belustigt.

„Es durfte natürlich, solange er lebte, davon nichts verlauten," fuhr Gherardi launig fort, „denn das hätte der Praxis geschadet. Aber jetzt ist ja der alte Herr tot."

„Natürlich, natürlich! Nun weiter. Ist Ihnen an der Todesart der Frau Gräfin nichts aufgefallen? Sie werden natürlich auch von den Gerüchten gehört haben, die sich in der dortigen Gegend über den Tod der Gräfin di Monteverde gebildet haben?"

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Untersuchungsrichter. Das heißt, ich will nicht bestimmt sagen, daß ich nicht einmal da und dort davon habe sprechen hören, jedenfalls habe ich aber der Sache keine Wichtigkeit beigemessen. Sie wissen ja wohl selbst, daß die Leute vielerlei zusammenschwatzen, so daß es nicht immer ratsam ist, darauf zu achten."

„Sehr richtig, sehr richtig. Nur haben wir in diesem Falle doch Ursache, uns um diese Gerüchte zu kümmern, und ich muß Sie deshalb ersuchen, mir meine Frage, ob Sie an der Todesursache der Frau Gräfin etwas Auffallendes gefunden haben, möglichst genau zu beantworten."

„Recht gern. Gräfin Malvesina starb gegen Morgen, etwa kurz vor vier Uhr. Zugegen waren in diesem Augenblick nur Lombardi, Graf Enea und ich, nebst einigen Dienern, die ab und zu liefen. Lombardi untersuchte die Tote und stellte eine Indigestion fest, die bei dem Zustand, in dem die Gräfin sich befunden — sie hatte zwei Tage vorher einem Töchterchen das Leben gegeben — verhängnisvoll geworden war. Graf Enea gab an, daß seine Gemahlin am Tage vorher einen außerordentlichen Appetit auf frische Feigen gehabt und davon eine ziemliche Anzahl gegessen habe."

„Aber frische Feigen sind doch nicht so gefährlich."

„O, unter Umständen wohl. Frische Feigen können sehr wohl eine starke entzündliche Wirkung ausüben, und Lombardi nahm auch sofort diesen Vorgang als Todesursache an und schrieb in den Totenschein ‚Kindbettfieber', das, wie er glaubte, durch die Indigestion hervorgebracht worden sei. Erst später, als es ganz hell im Zimmer geworden war, sah ich die Tote noch einmal genauer an und bemerkte kleine, etwas dunkler geränderte Flecken auf den Lippen. Ich öffnete ihr den Mund und sah, daß auch die Zunge solche Flecken hatte. Als ich Lombardi, wie es meine Pflicht war, aufmerksam darauf machte, sagte er mir wörtlich: ‚Ich weiß schon. Das ist nichts. Gräfin Malvesina nahm manchmal kleine Dosen Arsenik, um sich ihre Fülle und Frische zu erhalten.' — Ich erinnere mich seiner Worte ganz genau."

Der Untersuchungsrichter fuhr aufgeregt herum und sah den Arzt scharf an. „Sehr gut, sehr gut!" sagte er hastig und fast ironisch. „Also Arsenik?"

„Ja, in ganz kleinen Dosen natürlich."

„Und das kommt vor, Herr Doktor? Um der Eitelkeit willen?"

„O ja, das kommt sogar häufiger vor, als man glauben sollte. In Steiermark sind selbst die Bauernweiber Arsenikesserinnen."

„Aber man stirbt doch nicht davon?"

„O nein. Dazu braucht es schon größerer Dosen."

„Eine Tüte voll?"

„Warum nicht gar. Eine kleine Messerspitze voll genügt."

„Sie sind also sicher, daß Gräfin Malvesina Arsenik genommen hat?"

„Ja, der alte Lombardi hat es mir ja selbst gesagt."

„Aber Sie wissen nicht, wie viel und ob die Gräfin daran gestorben ist?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Aber vom Grafen Enea selbst könnte man doch wohl darüber Gewißheit erlangen?"

Doktor Gherardi lächelte etwas sonderbar und sah den Untersuchungsrichter achselzuckend an. „Wenn er so freundlich sein will, sie zu geben," antwortete er dann.

„Oho! Sie kennen uns schlecht, Herr Doktor. Wir sind nicht auf die Freundlichkeit eines solchen Herrn angewiesen; was wir wissen wollen, erfahren wir immer. Sie werden übrigens noch von der Sache hören."

„Ich bin durchaus nicht neugierig. Sie wollen also wirklich aus der Angelegenheit etwas machen?"

„Die Sache ist so gut wie fertig. Die Akten gehen in den nächsten Tagen an die Staatsanwaltschaft zurück. Der Fall liegt

ja klar. Die Flucht des Grafen Enea ins Ausland spricht an sich schon deutlich genug. Dazu kommen die sonderbaren Vermögensverhältnisse, diese neuerliche Verlobung —"

„Welche Verlobung?"

„Nun, die Verlobung des Grafen Enea. Wissen Sie davon nichts?"

„Nein. Wie heißt denn seine zweite Braut?"

„Signorina Severa di Mendrisi, gebürtig aus Turin. Sie lebte ja seit anderthalb Jahren in Neapel. Kennen Sie die Dame nicht?"

„Flüchtig. Wie man Patienten kennt. Ich habe ihren Vater behandelt, der hier starb. Ist sie reich?"

„Sehr."

„Dann gratuliere ich dem Grafen di Monteverde."

„Na, so weit sind wir noch nicht. Wer weiß, ob —"

„Bah, ein Graf! Es wird so schlimm nicht werden."

Dann reichten sich die Herren zum Abschied die Hände und trennten sich in höflichster und verbindlichster Weise.

7.

Die alte Haupt- und Königsstadt Turin mit ihren geraden breiten Straßen, welche die Stadt rechtwinkelig durchziehen, und den schönen Plätzen mit ihrer regelmäßigen Architektonik ist unter allen italienischen Städten die sauberste, wohnlichste und freundlichste, sozusagen die am wenigsten italienische Stadt. Man würde sie eher für eine französische Stadt halten. Jedenfalls hat sie nicht den malerischen Schmutz und die vernachlässigte ruinenhafte Baufälligkeit, welche die übrigen italienischen Städte, besonders im Süden, auszeichnen. Auch der biderbe Volksschlag der Piemontesen unterscheidet sich sehr zu seinem Vorteil von den südlicheren Italienern. Wenn auch nicht so begabt und beweglich wie ihre südlichen Landsleute, bringen die Piemontesen es doch durch ihre Arbeitsamkeit, ihre Ausdauer und kluge Sparsamkeit weiter. Zuverlässig, solid, gesund und kräftig, mehr als alle anderen Italiener zum Humor neigend, Liebhaber von gutem und derbem Essen und einem herzhaften Trunk, sind die Piemontesen trotz ihrer etwas bäuerischen Art der Kern des heutigen italienischen Volkes.

Es war Ende Oktober, als Graf Enea di Monteverde mit seiner Tochter Santina und deren Bonne in Turin eintraf. Severa war mit ihrer Mutter einige Tage vorher angekommen und wohnte in ihrem eigenen, sehr geräumigen Hause am Corso del Rè, der großstädtischen eleganten Promenade.

Am dreißigsten Oktober sollte die Hochzeit gefeiert werden, und zwar in Turin, der Heimat der Braut. Über den Aufenthalt nach der Hochzeit war man sich nicht einig. Severa wollte durchaus nicht nach Neapel zurück, trotzdem ihr Graf Enea mehrfach die verschiedenen Gründe auseinandersetzte, wegen deren ein zeitweiliger Aufenthalt in Neapel oder doch in Sorrent erwünscht und sogar geboten war. Das Vermögen seiner ersten Frau bestand vorwiegend in Ländereien, Häusern und Liegenschaften, deren Verwaltung nur an Ort und Stelle ordentlich geführt werden konnte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Besitz vernachlässigt zu sehen und um den Ertrag betrogen zu werden.

„Du hast einen Widerwillen gegen die Neapolitaner," bemerkte Graf Enea bei einer solchen Gelegenheit, „gestehe es nur."

„Weshalb soll ich es leugnen? Ja, ich habe einen Widerwillen, einen wahren Abscheu gegen das Volk von Neapel, denn es kennt kein Mitleid, keine Liebe, sondern nur Leidenschaft und Genußsucht. Wie oft habe ich in der Zeitung gelesen, daß man sich um wenige Soldi gemordet hat, daß man aus Rache mit hinterlistiger Schlauheit und kaltblütiger Schurkerei die schwersten Verbrechen begangen, um eine Geringfügigkeit, um ein Wort."

„Ich Unglücklicher!" seufzte Graf Enea und sah sie bittend an.

„Es gibt natürlich Ausnahmen," warf Severa lächelnd ein. „Es wäre doch auch gar zu schrecklich, wenn eine ganze große Stadt von lauter Lumpen und Spitzbuben bewohnt würde. Aber es ist immerhin schlimm genug, wenn an einem Ort die verkommenen Elemente der Bevölkerung so stark überwuchern, daß die anständigen Leute fast die Ausnahme bilden. Ich möchte nicht an einem solchen Ort leben, ich bitte dich, laß uns nicht wieder nach Neapel zurückkehren."

„Du mußt dort sehr traurige Erfahrungen gemacht haben."

„Das ist auch der Fall. Ich habe gezittert und gebebt, als ich sah — Doch lassen wir das. Man muß im Leben vergessen lernen."

Enea sah sie sinnend an. „Jetzt fällt mir auch wieder ein, daß du damals so ängstlich darauf bestandest, unsere Verlobung erst fern von Neapel bekannt zu geben. Hängt das etwa mit deinen Erfahrungen zusammen?"

„Natürlich. Aber wozu willst du wieder aufrühren, was vergangen, hoffentlich ganz vergangen ist?"

„Du hast mir damals gesagt, als ich dich um den Grund fragte, daß du mir ihn später sagen wolltest."

„Nein, nein — noch nicht, Enea," bat sie ängstlich und dringend, „jetzt noch nicht. Vielleicht später, am liebsten nie. Es war zu abscheulich, zu schrecklich."

„Ich will nicht in dich dringen. Wenn du mir deinen Grund nicht sagen willst, so lassen wir es sein. Aber es wäre doch auch möglich, daß du den armen Neapolitanern unrecht tust. Sie sind nicht so schlecht wie ihr Ruf, im Grunde nicht schlechter und nicht besser als die Leute anderwärts auch."

„O, das ist nicht wahr!" rief Severa heftig. „Nirgends gibt es so viele abgefeimte Halunken als in Neapel."

„Ich will meine Landsleute nicht gerade loben, aber es läßt sich zu ihrer Verteidigung doch auch vieles sagen. Du mußt nicht vergessen, daß noch heute mehr als die Hälfte der Neapolitaner weder lesen noch schreiben kann, und die Bildung der anderen Hälfte ist auch nicht weit her. Die Erwerbsverhältnisse sind sehr schlecht, und so lumpt und bummelt das Volk in den Tag hinein, weil es eben nicht anders kann. Die Hauptursache liegt in der Verwahrlosung." (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Vor zweihundert Jahren am 23. Mai wurde zu Rashult in Schweden der berühmte Naturforscher **Karl v. Linné** geboren, der durch strenge Durchführung der doppelten Benamung der Pflanzen und durch Aufstellung eines Systems zur Bestimmung der Arten, das noch heute trotz aller später aufgestellten natürlichen Systeme unentbehrlich ist, der



Vom Bergsturz am Wolfgangsee: Die zerstörte Bahn bei Lueg. (S. 156)
Nach einer Photographie von H. Schuhmann in Wien.

botanischen Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet hat. Er starb am 10. Januar 1778 in Upsala. — Der in Marakesch ermordete **Dr. Emil Mauchamp** ist ein Opfer des Mißtrauens geworden, das die marokkanische Bevölkerung jedenfalls nicht mit Unrecht gegen die Pläne Frankreichs hegt. Er wurde am 3. März 1870 in Châlon-sur-Saône geboren, war von 1900 an im französischen Krankenhaus zu Jerusalem als Arzt angestellt und wurde dann von dem „Komitee zur friedlichen Durchdringung Marokkos" im Jahre 1905 nach Marakesch geschickt, wo er eifrig für die französischen Interessen wirkte. Dabei ist er offenbar etwas zu unvorsichtig vorgegangen. Als er mit dem Professor Gentil unter den Mauern der Stadt mit geometrischen Instrumenten arbeitete, wurde er von einem herbeigeeilten Volkshaufen gesteinigt. — Ein **Bergsturz**, der von einem Vorberge des Elferkogels in den schönen **Wolfgangsee** im Salzkammergut hinabging, hat an der oberhalb des Sees sich hinziehenden Bahnlinie wie an der Reichsstraße große Zerstörungen angerichtet. Die Erd- und Gesteinsmassen nahmen einen kleinen Jungwald mit und rissen zwischen den Stationen **Lueg** und St. Gilgen unter donnerähnlichem Getöse den Bahndamm in einer Länge von 100 Meter fort. Glücklicherweise ereignete sich der Bergsturz zu einer Zeit, in der gerade kein Eisenbahnzug auf der betreffenden Strecke war, sonst wäre ein furchtbares Unglück die Folge gewesen. So wurde nur Sachschaden angerichtet, aber kein Menschenleben vernichtet.

Die Weitensteiner Burgruinen.

(Mit Bild.)

Nördlich von Cilli in der südöstlichen Ecke Steiermarks führt die Straße über Hoheneck nach dem Marktflecken Weitenstein. Das Ortchen liegt in einem malerischen Talkessel, in den von zwei schroffen Höhen, die von dem rauschenden Huldinabach getrennt sind, die Weitensteiner Burgruinen hinabschauen. Beide Burgen können auf ein hohes Alter zurückblicken. Die älteste von ihnen soll bereits 1201 durch ein Erdbeben eingestürzt sein. Die ihr gegenüberliegende Burg ist etwas jünger und wurde in den Kämpfen, die um die Cillier Erbfolge ausgebrochen waren, zerstört. Das Geschlecht der Weitensteiner



Die Weitensteiner Burgruinen (Steiermark).

starb im 15. Jahrhundert aus. Wie die Umgegend von Weitenstein, so bietet überhaupt dieser Teil Steiermarks eine Fülle anmutiger Landschaftsbilder.

La Fiscarella.

Humoreske von **Roda Roda**.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Herr Daniel war mit dem Zuge 9 Uhr 39 vom Bayerischen Wald nach München gekommen. Er hatte Bücher genug gelesen, um zu wissen, daß alle großen Männer still und unbeachtet in die Stadt eingezogen waren, welche sie später, wenn sie's erst zu Ruhm und Reichtum gebracht, zu Ehrenbürgern ernannte. Und immer waren die großen Männer mit zwei Münzen in der Tasche gekommen; nur die Währung der Münzen war je nach dem Orte der Begebenheit verschieden.

Daniel hatte zwei Mark, aber außerdem noch den Marschallstab im Tornister in Gestalt eines Empfehlungsbriefes an Onkel und Tante Eger. Der Brief steckte in der inneren Brusttasche seines Rockes, und Daniel machte nie hundert Schritte, ohne sich zu überzeugen, ob der Brief noch da sei.

Vor dem Hause, wo Egers wohnten, sammelte er noch einmal seine Gedanken. Er wollte einige schöne, geistreiche Dinge zu Egers reden. Denn das waren keine gewöhnlichen Menschen, denen man mit hergebrachten Wendungen kommen konnte. Der Herr Onkel war Professor an der Kunstakademie und ein berühmter Mann. Sogar der König von Serbien hatte ihm zu seinem Porträt gesessen. Die Frau Tante hatte einen Band Gedichte geschrieben und ein Drama, das beinahe einmal aufgeführt worden wäre.

Der junge Daniel stellte sein Köfferchen hin, tastete wieder nach seinem Empfehlungsbrief, fand ihn und zog die Klingel. Dann stand er einem hübschen Frauenzimmerchen gegenüber. Es war Therese, die Zofe.

„Küss' die Hand, Fräulein," sagte der junge Daniel. „Ist meine Tante, die gnädige Frau v. Eger, zu sprechen?"

„Bitte, treten Sie ein." Sie führte ihn in den Salon und hieß ihn Platz nehmen. Er blieb aber voll scheuer Ehrfurcht stehen.

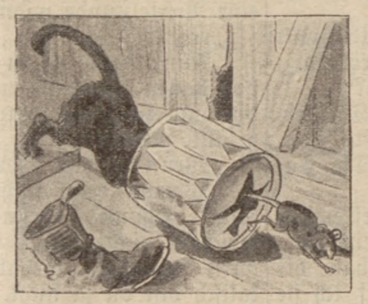
Frau Marga Eger war viel jünger und liebenswürdiger, als er sich sie vorgestellt hatte. Sie versprach ihm alles, was er wünschte: daß sie ihm Lektionen verschaffen werde, eine Wohnung im Hause, Nahrung des Leibes und allerlei Unterstützung. So wurde der junge Daniel warm und kam auch auf die bewußten Gedichte der Tante zu sprechen.

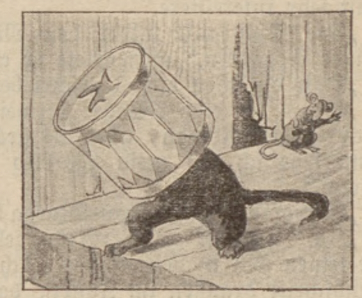
Humoristisches.

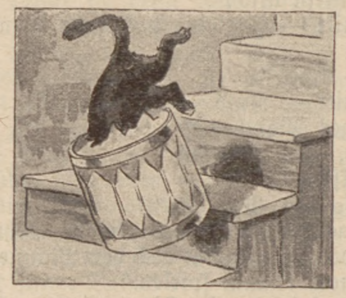
Nächtlicher Alarm in der guten alten Zeit.

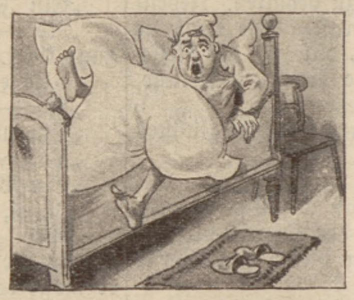

Es hat beim Türmer Nikolaus
Sich einquartiert 'ne kleine Maus.

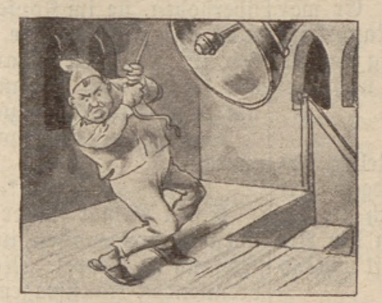

Die Katze naht, es scheint im Schreck
Die Kindertrommel ein Versteck.


Zum Glück hat auch die andre Seite
Ein Loch, die Maus gewinnt das Weite.

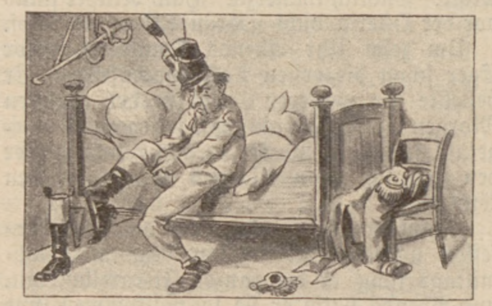

Die Katze aber, o Malheur!
Die kann nicht vor- und rückwärts mehr.


Es poltert schrecklich, lärmt und kracht,
Laut tönt es durch die stille Nacht.


Der Türmer ruft: „Daß Gott erbarm,
Die Trommel tönt, das ist Alarm!“


Er weiß genau, was das bedeutet,
Des Sturmes Glocke wird geläutet.


Der Stadthornist sogleich erwacht
Und bläst Alarm mit aller Macht.


Der Hauptmann, sonst des Städtchens Schneider,
Erwacht und wirft sich in die Kleider.


Der Handschuhmacher gar geschwind
Nimmt Abschied noch von Weib und Kind.


Der Schuster auch fährt aus dem Bette,
Ein jeder hilft bei der Toilette.

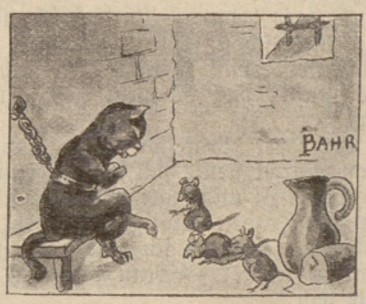

Und als der Kommandant erscheint,
Ist schon die Garnison vereint.


Er schickt vier Unteroffiziere,
Auf daß man nach der Ursach' spüre.



Und kaum ein Viertelstündchen später
Bringt man herbei den Attentäter.


Ein jeder lachend geht nach Haus
Und schläft sich von dem Schrecken aus.



Das Kätzchen aber wird man lehren,
Des Bürgers Ruh' bei Nacht zu stören.

Frau Marga tat sehr ernst dabei. Sie schämte sich dieser Gedichte ein wenig. Als sie aber sah, daß der junge Daniel nicht aus bösem Willen das verfängliche Thema angeschlagen habe, ward sie wieder gut, und um ihn davon abzuhalten, die Sprache etwa gar auch noch auf ihr Drama zu bringen, fragte sie ihn obenhin, ob er sich denn für die Dichtkunst sehr interessiere.

„Die Dichtkunst bildet den Mittelpunkt meiner Gedanken," antwortete er errötend.

„Hast du schon etwas geschrieben?"

„O — — eine Menge! Zwei Theaterstücke, einen Roman, aber die größte Hoffnung setze ich auf mein Libretto ‚Die Camorra'."

„Camorra?" fragte Frau Marga befremdet.

„Ja. Das ist ein Verbrechergeheimbund, der seinen Sitz in Neapel hat. Ich habe die Handschrift draußen im Koffer; darf ich sie bringen?"

Der junge Daniel überreichte der Tante nach einigen Sekunden das Heft. Er war überglücklich; seine Tante wird das Manuskript lesen und einen Komponisten ausfindig machen. Mehr hat sich der junge Daniel nicht gewünscht.

* * *

Professor Eger sitzt in seinem Atelier, um die letzte Hand an ein Porträt zu legen, das er unbedingt noch vor seiner Reise nach Italien abliefern muß. Plötzlich, mitten in der Arbeit, wirft er den Pinsel weg und ruft wütend nach Therese.

„Gehen Sie hinüber zur gnädigen Frau und fragen Sie, was denn das ewige Geklimper zu bedeuten habe. Man möge das Kind vom Klavier wegtun."

„Ich bitte, das macht die Gnädige selber," meint Therese lächelnd.

Professor Eger geht in eigener Person hinüber zur Gnädigen. „Was fällt dir ein, Marga, mit einem Finger Klavier zu spielen? Ich kann absolut nicht arbeiten dabei."

„Ich werde das Klavier in ein anderes Zimmer stellen lassen."

„Ja, mußt du denn durchaus spielen?"

„Ich komponiere."

„Du — — kom— —?"

„Ich komponiere. Eine Operette."

„Eine Operette komponierst du? Und gerade heute mußt du damit anfangen? Wir fahren ja doch morgen mittag fort."

„Du fährst. Ich bleibe."

„Ah!"

„Ich bleibe hier, wie gesagt. Ich bin so gut in Stimmung, es summen mir so viele Melodien im Kopfe, daß ich nicht anders kann, als hier bleiben und alle diese Lieder festhalten. Paß auf, es wird ein herrliches Stück Arbeit."

„Und kannst du denn das?"

„Komponieren? Natürlich. Orchestrieren wird mir das dann ein beliebiger Musiker. Ich schreibe nur den Klavierpart."

„Hm!"

„O, wie bedauere ich, daß ich mich diesem Fach nicht schon früher widmete! Mit der Schriftstellerei ist es nichts, das sehe ich ein. Die Musik, das ist mein Feld, meine Zukunft."

Der Herr Professor stand staunend da. Frau Marga stellte sich ihm gegenüber, kniff die Augen zu und sagte stolz lächelnd: „Man sagt, die Frauen betätigten sich jetzt auf allen Gebieten. Hast du schon je von einer Komponistin gehört? — Nun wohl, ich werde die erste sein."

Professor Eger wagte es nicht, Zweifel laut werden zu lassen.

„Wenn ich mit dir ginge," fuhr Frau Marga fort, „würde ich dich in deinen Studien stören und mich dabei zum Sterben langweilen. Ich bleibe also. Aber die Zeit, die du mir hättest widmen müssen, soll mir doch gehören! Ich will nicht, daß du mir irgend etwas Greifbares von der Italienreise mitbringst. Ich verzichte auf alle Ansichtskarten. Ich verlange nur, daß du meinen Wünschen bei bestimmten Gelegenheiten je eine Viertelstunde widmest. Willst du?"

„Natürlich!"

„Nun, du wirst in Italien oft Gelegenheit haben, Volksgesang zu hören, du sollst dir nun eine oder die andere Melodie, die dir gefällt, merken."

„Wenn ich das aber nicht kann?"

„Warum denn nicht? Du läßt dir ein Stück zehnmal vorsingen oder vorspielen. Reicht's nicht, dann hundertmal. Endlich wirst du's doch innehaben. Gar so unmusikalisch bist du ja nicht. Vielleicht findest du auch irgend einen Menschen, der dir die Lieder aufschreibt, und bist dann der Mühe überhoben, sie im Kopfe zu behalten. Jedenfalls nimm die Sache ernst. Wie ernst sie mir ist, siehst du daran, daß ich die Reise, auf die ich mich so lange freute, unterlasse, um meine Arbeit fortzusetzen."

Der Professor versprach, sein möglichstes zu tun.

* * *

Einen Monat später saß er mit zwei deutschen Berufsgenossen in der Osteria di San Stefano zu Neapel. Man sprach von allerlei brennenden Kunstfragen.

Als Professor Eger seine Tasche nach einem Zeitungsblatt durchsuchte, welches einen interessanten Artikel enthalten sollte, fiel ihm von ungefähr ein Brief in die Hand, den ihm Frau Marga geschrieben hatte:

„Lieber Andreas!

Meine Arbeit schreitet wacker vorwärts. Ein junger Konservatorist will mir das Ganze orchestrieren. Er ist ganz entzückt. Im ersten Akt hat Tonina, die junge Bäuerin, eine Arie. Das Motiv dazu bringst Du mir mit, nicht wahr? Du versprachst es mir ja doch, Dich darum zu kümmern. Na, Du hast sicherlich schon zwanzig verschiedene Volksweisen eingebüffelt. Es küßt Dich Deine

Marga."

„Teufel, das hätte ich beinahe vergessen," sagte der Herr Professor und las den beiden Reisegenossen den Brief vor. „Was ist da zu tun? Einen Monat bin ich nun schon in Italien, und noch immer habe ich keine Volksmusik gehört. Wo soll ich jetzt Melodien hernehmen — jetzt, da mein Urlaub fast zu Ende ist?"

„Da weiß ich allerdings auch keinen Rat," sagte Herr Meyer, ein Berliner Maler. „Ich hielt die Musik von jeher für ein störendes Geräusch."

„Na," wandte der andere, Herr Falz aus Düsseldorf, ein, „von der Musik halte und verstehe ich zwar auch nicht viel, aber wenn es darauf ankommt, kann ich schon zu etlichen neapolitanischen Volksliedern verhelfen."

„Wie, das könnten Sie?" jauchzte Professor Eger. „Das wollten Sie? Ein Königreich für eine Volksmelodie! Mensch, bis zum Grabe bleibe ich Ihnen dankbar, ja sogar darüber hinaus."

„O, Lieder in unerschöpflicher Menge." Damit erhob sich Herr Falz, und eine halbe Stunde später spielte und sang Neapels bekannteste Truppe, die des Beppo di Marano*), vor der Osteria.

Der Capo ließ seinen Tenor in der „musica proibita" glänzen, der Hanswurst raufte sich gebührendermaßen die Haare, und die Marinari und Lazzaroni der ganzen Strada di Portici versammelten sich auf die Nachricht hin, daß sich drei wahnsinnig reiche Inglesi in der Osteria aufspielen ließen.

Professor Eger sparte nicht mit Lire und Centesimi. Dabei aber hielt er sich seufzend den Kopf. „Nein, nein, das merke ich mir in aller Ewigkeit nicht."

Siehe, da spielte Beppo eine neue, ganz eigenartige, prickelnde Melodie, die sich sanft ins Ohr schmeichelte, so sangbar, so kinderleicht, so hübsch, daß sie Professor Eger vor allen anderen auffiel. Ja, die wollte er seiner Frau mitbringen.

„Capo," rief er, „wie heißt das Lied?"

„La fiscarella."

„Fiscarella — was mag das sein?"

Der Wirt sprang mit seinen freilich sehr lückenhaften, aus aller Welt zusammengeholten Sprachkenntnissen ein und erklärte: „La Fiscarella ist ein gans kleine Dam'."

„Ein Fräulein also?"

„No — nikt — Fralein, nok mehr klein, ganz klein."

„Also ein Kind?"

„No — nikt — Kind — bißl mehr."

„Ein junges Mädchen?"

„Yes, yes, jung Mädken."

„Ein Backfisch."

„Si, si, signore, Backfisch."

„Also ‚Backfisch' heißt das Lied? Sehr schönes Lied das. Sagen Sie doch dem Manne, er möge es noch einmal spielen."

Der Capo spielte „La Fiscarella" noch einmal. Dann zum dritten Male. Zum vierten Male. Endlich immerzu. Halb Neapel stand vor der Osteria dicht gedrängt Kopf an Kopf.

Um zehn Uhr Abends konnte Professor Eger schon die ersten Takte nachpfeifen. Er bestellte den wackeren Capo für den nächsten Morgen wieder und ging mit seltenem Wonnegefühl schlafen. Wußte er doch nun, daß er den Wunsch Frau Margas würde erfüllen können.

Kaum graute der Tag, als der Herr Professor wieder seine Lektion begann. Nachmittags sang er die ganze „Fiscarella" mit, und Abends hatte er sie so vollkommen inne wie ein Quartaner das griechische Alphabet. Das schrieb er gleich nach Hause.

* * *

Um dieselbe Zeit packte Frau Marga die fertige Partitur samt dem vom jungen Daniel fein abgeschriebenen Textbuche in ein großes Paket und siegelte alles fest zu. Dann schrieb sie die Adresse des Nationaltheaters darauf. Am nächsten Tage trug Daniel das Ganze, von den heißesten Segenswünschen begleitet, in die Direktionskanzlei. Er war sehr stolz. Sollte er doch aufgeführt werden. In drei Monaten war er ein berühmter Mann!

Abends erwarteten Frau Marga und er den Herrn Professor auf dem Bahnhof. Der Ankömmling machte ein trübseliges Gesicht.

„Was ist dir?" fragte Frau Marga. „Hast du mir die Melodie mitgebracht? Ich habe die Operette einstweilen ohne die Arie der Tonina eingereicht. Die wollte ich nachtragen nach deinem Motiv."

Professor Eger stöhnte.

„Bist du krank?"

„Nein," sagte er, „krank bin ich nicht, aber ein Unglück ist mir passiert. Bis Rosenheim verfolgte mich die verwünschte ‚Fiscarella' ohne Aufhören. Ich hatte sie so gut im Kopfe, daß ich meinte, ich könnte und könnte sie nie vergessen — da — urplötzlich — als die Frauentürme in Sicht kamen: wie weggeblasen! Ich weiß sie nicht mehr, die Melodie. Und sie war so schön!"

*) Marano, ein Städtchen westlich von Neapel. Beppo = Giuseppe (Joseph).

„O, o," wehklagte Frau Marga, „ich ahnte es ja gleich, es müsse ein Unglück geschehen! Schon damals, als du mir von dem Liede schriebst, wußte ich's. Denn ich freute mich gar zu unbändig darauf. Wenn ich mich aber auf irgend was unbändig freue, geht's doch regelmäßig schief." —

Der junge Daniel empfahl sich einstweilen, das Ehepaar fuhr nach Hause.

„Kannst du dich denn durchaus nicht erinnern?" drängte Frau Marga.

„Kannst du denn durchaus nichts Neues komponieren?" entgegnete der Professor.

„Nein, das geht nicht," meinte Frau Marga. „Es muß eine schmeichelnde, ganz besonders schöne Arie sein, die Arie der Tonina — und — so etwas fällt mir nicht ein. Diese Arie muß für die ganze Operette einnehmen, sie muß blenden, erheben. Verstehst du? Sie muß die Zuhörer mitreißen."

Professor Eger zuckte die Achseln: „Alles recht schön und gut — aber ich weiß halt die Melodie nicht mehr."

„War sie denn auch wirklich so hübsch, wie du sagst?" fragte Frau Marga.

„Sehr, sehr schön. Sie fiel mir unter allen Liedern auf, die gespielt wurden, sie hat mich geblendet, erhoben und mitgerissen."

Für den armen Professor begann ein wahres Martyrium. Frau Marga wurde nicht müde, ihm vom frühen Morgen bis zum späten Abend allerlei Weisen vorzuspielen, um seinem Gedächtnis auf die Spur zu helfen. Wenn ihr die Kräfte versagten, dann sprang der junge Daniel ein, aber — das war alles nicht die „Fiscarella"; die war ganz anders und viel schöner.

Professor Eger trug alles mit Ergebung. Er schrieb an alle möglichen Leute, die er in Italien kannte, sie möchten sich doch nach dem unglückseligen Backfischliede erkundigen. Von allen bekam er die Antwort: ein Lied dieses Namens sei ganz unbekannt.

Er zeigte die Antwortschreiben seiner Frau.

„Um so mehr Wert hat es für mich," sagte sie. „Nun weiß ich, daß es neu und originell ist und muß es erst recht haben."

So vergingen einige Wochen. Da las Frau Marga in einer müßigen Stunde die Zeitung und entdeckte eine Ankündigung des Deutschen Theaters, in welchem die „berühmte italienische Sängerin Paula Menotti" auftreten sollte. Sie zeigte die Annonce ihrem Gemahl. „Du solltest hingehen und die Dame fragen. Vielleicht kennt sie das Lied."

Professor Eger machte Einwendungen.

„Ich verspreche dir, das Wort ‚Fiscarella' nie mehr über meine Lippen zu bringen, wenn du mir diesen einzigen Gefallen tust," sagte Frau Marga.

Um solchen Lohn wäre Professor Eger in die heißeste Hölle gegangen. Er stieg sofort in einen Fiaker, und bald stand er der schönen Menotti selbst gegenüber. In der Tat, ein entzückendes Weib. Er hätte sie mit Freuden gemalt, schwärmte er doch seit jeher für diese schwarzhaarigen, glanzäugigen südlichen Prachtköpfe. Er trug ihr sein Verlangen vor. Die Signorina lachte und zeigte dabei zwei Zahnreihen, weiß wie frisch gefallener Schnee. Dann fragte sie in gebrochenem Französisch: „Sprechen Sie auch Deutsch, mein Herr?"

Professor Eger bejahte.

„Na, dem Himmel sei's 'trommelt und 'pfiffen, alsdann is nöt g'föhlt," rief Signorina Menotti erfreut, „nacha kinnan mir uns vaständig'n. I bin nämli' a Steirerin, und dö paar katzelmacherischen*) G'stanzeln dö hoan i mir nur so von wegen meiner Füsonomü ein'bimst*)."

Die Reihe zu lachen war jetzt an dem Professor. Natürlich kannte die Signorina „sein Lied" absolut nicht. Er konnte nicht umhin, dem Fräulein seine Bewunderung auszudrücken und auch den Wunsch, ihr Porträt zu malen. Fräulein Paula war entzückt von dem Gedanken. Man verabredete die erste Sitzung für Mittwoch. Indes sollte Professor Eger vorher doch erst einmal einer Vorstellung im Deutschen Theater beiwohnen.

Er kam nach Hause und berichtete seiner Frau das Ergebnis der Fahrt. Dabei schwärmte er so viel von der schönen Paula, daß Frau Marga, mit dem Finger drohend, sprach: „Mir scheint, du bist ganz verschossen in deine Menotti! Ich werde dich nicht allein ins Deutsche Theater gehen lassen."

* * *

Als der Mond just über der Isar stand und den kühlen Strom in einen Silberspiegel verwandelte, saß Professor Eger am Fenster und malte im Geist sein neues Porträt — Paula Menotti. Ein kalter Luftzug vom Wasser her weckte ihn aus seinen Träumen. Er wollte fürsorglich das Fenster schließen, damit der Hauch nicht Frau Marga treffe, die im Zimmer nebenan schlief. Da pfiff unten ein später Wanderer eine Melodie vor sich hin.

Professor Eger horchte auf. Sie kam ihm so bekannt vor, die Weise. Dann schrie er, daß Frau Marga jäh aus den Federn fuhr: „La Fiscarella!"

„Wo?"

„Unten pfeift sie einer!"

Und schon stürzte er die finsteren Treppen hinunter.

Ihm nach, in fliegendem Gewande, seine Frau.

Drüben ging ein Herr.

„Haben Sie gepfiffen?" fragten ihn beide zugleich.

Der Herr verneinte und schüttelte erstaunt den Kopf über das erregte Paar.

„Dann ist es der dort!" rief der Professor und eilte einer anderen Gestalt nach, die eben um die Ecke bog. „Haben Sie gepfiffen?"

Der Angerufene blieb stehen, faßte das Ehepaar scharf ins Auge und sagte dann fest und finster: „Sie, mit mir machen Sie keinen Spaß, verstehen Sie mich! Ich bin Polizeibeamter! Sie täten besser, nach Hause zu gehen und Ihren Rausch auszuschlafen, statt friedliche Leute zu belästigen!" Dann ging er. Außer ihm aber war weit und breit niemand zu sehen.

Als sie fröstelnd nach Hause gingen, sagte Frau Marga: „Du, auf diese Art wollen wir lieber nicht mehr nach der ‚Fiscarella' forschen."

Über das Gesicht des Professors ging's wie eine Erleuchtung. „Wird auch gar nicht mehr nötig sein, denn ich — — ich — weiß sie jetzt!!" Und er pfiff die „Fiscarella". Ein wenig falsch, aber flink und sicher wie eine Spieluhr.

„Noch einmal — noch einmal," jubelte Frau Marga, „damit du sie ja nicht mehr vergissest!"

„Sei unbesorgt, die Melodie vergesse ich bis zum Grabe nicht mehr."

Ehe sie in ihrer Wohnung waren, hatte Frau Marga das Lied im Kopfe. Sie setzte sich an das Klavier und spielte es, entzückt über seinen gefälligen Wohllaut.

„Das Lied wird populär werden," sagte sie bestimmt. Dann schrieb sie gleich den Klavierpart und die Sopranstimme nieder.

„Morgen wird Daniel einen Text unterlegen, und das Ganze geht sofort ans Theater."

Professor Eger bekam einen Kuß, so herzlich-süß, als wär's der Brautkuß.

In dieser Nacht träumte Frau Marga, Mozart selbst komme zu ihr zu Besuch und sage ihr mit einer tiefen Verbeugung: „Servus, Marga!"

Der Professor wieder träumte von der goldenen Medaille, die er im nächsten Salon für sein Porträt „Signorina Menotti" bekomme. Die goldene Medaille war so groß wie eine Bratenschüssel für vierundzwanzig Personen. Er wollte sich sie eben an die Brust heften im Angesicht des Bildes, da trat die Signorina aus dem Rahmen und umarmte ihn vor allen Herren und Damen.

Er schlug die Augen auf: da war es grauer Morgen. Frau Marga hatte ihn durch einen Kuß erweckt und trällerte die „Fiscarella". Lustig fiel er ein, und sie sangen zusammen. Frau Marga lief zum Klavier und spielte die Begleitung.

Draußen ertönte die Klingel. Wer mochte so früh Einlaß begehren?

Der Hausbesitzer war's.

„Meine Herrschaften," rief er herein, „ich hab's jetzt satt! Gestern abend, als ich schon schlief, stürmten Sie wie die Narren hinunter über die Treppen, pfiffen dann beim Hinaufgehen, spielten mitten in der Nacht Klavier — und nun auch noch frühmorgens um fünf Uhr, wenn noch alle Leute schlafen! Das ist zu viel! Und immer denselben elenden Gassenhauer. Bitte, am ersten Oktober können Sie ausziehen. In meinem Hause dulde ich dergleichen nicht!"

Sprach's, schlug die Tür krachend zu und verschwand.

„Was, ‚elender Gassenhauer' nennt er das schöne neapolitanische Lied!" rief Frau Marga gekränkt. „Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß es dir einfiel. Denn ich gestehe dir's offen — von den übrigen Teilen der ‚Camorra' halte ich selbst nicht viel. Wenn ich die einzelnen Stücke jetzt durchspiele, fällt mir manche Ähnlichkeit mit älteren Mustern auf. Aber jetzt lasse ich mir keine grauen Haare darüber wachsen. Die ‚Fiscarella' wird zünden."

Wirklich ging die „Fiscarella" schon am Nachmittage ans Nationaltheater ab.

Freudig erregt, wie nun Frau Marga durch die glückliche Auffindung des schönen Motives einmal war, gedachte sie den Tag ganz zu einem Feste zu machen. So wurde für den Abend ein Besuch des Deutschen Theaters beschlossen.

Sie gingen hin, um die berückende Menotti zu sehen und zu hören.

Als die Sängerin, von lebhaftem Beifall empfangen, auftrat, mußte Frau Marga zugeben, daß des Professors Entzücken sehr berechtigt sei. Die Signorina sang etliche italienische Lieder und dann auch ein deutsches: „Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?" Schon bei den ersten Klängen umspannte der Professor krampfhaft den Arm seiner Frau und entfärbte sich. Frau Marga nicht minder.

Das — ja, das war ja die „Fiscarella"!

„Bravo!" schrieen die Leute wie besessen, klatschten tosenden Beifall, und die Menotti wiederholte: „Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?"

Fast alle Zuschauer sangen mit. Das Couplet mußte also beispiellos populär sein.

„Und das hab' ich als Arie der Tonina eingereicht!" stöhnte Frau Marga.

Ganz gebrochen eilte sie nach Hause.

Groß, breit und aufdringlich lag ein dickes

---

*) „Katzelmacher" in Österreich Spottname für Italiener.

*) Gelernt.

Heft auf dem Tisch. Es war die Partitur der „Camorra“. Obenauf der Begleitbrief.

Hastig riß Frau Marga den Umschlag auf und las:

„Gnädige Frau!

Empfangen Sie in der Anlage Ihre Operette ‚Camorra‘ mit bestem Danke zurück. Schon nach Durchsicht der ersten Sendung kamen wir zu der Erkenntnis, daß dieses Werk für uns nicht geeignet sei. Über den gestern eingesandten Nachtrag wollen wir hinweggehen. Gnädige Frau würden sich Enttäuschung ersparen, wenn Sie die Arbeit nirgends mehr einreichten.“

* * *

„Sie sollen recht haben, die vom Nationaltheater,“ sagte Frau Marga.

Herr Daniel ist leider bis heute noch nicht berühmt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Edisons erster Scheck. — Der berühmte Erfinder und Millionär Edison hat die Zeit nicht vergessen, die er als armer Telegraphist verlebte, und noch heute blitzen seine Augen, wenn er erzählt, wie er über Nacht ein wohlhabender Mann geworden ist.

Edisons erste Erfindung war, was nicht allgemein bekannt ist, der „Ticker“, jener mit einem Glasballon bedeckte telegraphische Apparat, aus dessen klapperndem Munde fortwährend ein mit den Börsenberichten, Resultaten der Wettrennen u. s. w. bedruckter endloser Papierstreifen hervorgeht.

„Ich war damals ein armer Teufel,“ erzählte Edison selbst, „aber immer träumte ich von fünftausend Dollars, als dem kolossalen Vermögen, das ich einst zusammengescharrt haben würde. Mit dem Patent für den ‚Ticker‘ kam ich nach New York, um es loszuschlagen. Ich dachte, zweitausend Dollars würden viel sein, aber die heißersehnten fünftausend wollten mir nicht aus dem Sinn. Und schließlich nahm ich mir vor, frech zu sein und fünftausend zu verlangen; abhandeln konnten sie ja immer noch. So kam ich zu dem Fabrikanten, dem ich empfohlen war; ich erklärte ihm meine Erfindung, legte das Modell vor, und dann kam die Preisfrage. Als er wissen wollte, wieviel ich verlange, wurde es mir schwarz vor den Augen. Alles drängte in mir, laut fünftausend Dollars zu schreien, aber ich fürchtete, der Schreck könnte ihn töten, und ich fragte ihn schließlich stotternd, was er mir geben wolle.

Er bestellte mich auf den nächsten Morgen; die Nacht hindurch träumte ich von lauter zweitausend und fünftausend Dollarschecks. Am anderen Morgen schlich ich mich sehr schüchtern zu meinem Fabrikanten; tausend Dollars wären mir in diesem Augenblick schon als eine Riesensumme erschienen. Mein Fabrikant sah mich gelassen an und sagte dann im kühlsten Geschäftstone: ‚Wir geben Ihnen vierzigtausend Dollars, keinen Cent mehr. Ist's Ihnen nicht genug, so nehmen Sie das Ding wieder mit.‘

Ich weiß nur, daß ich mit taumelndem Hirn einen Kontrakt unterzeichnete, mit einem Scheck für vierzigtausend Dollars auf die Straße kam, während eine Stimme in mir gellend rief: ‚Du bist betrogen, er hat dir einen wertlosen Scheck gegeben.‘ Erst als ich von der Bank die volle Summe ausbezahlt erhielt, begann ich an mein Glück zu glauben.“ [v. B.]

Die Heldenfrauen von Rufach. — Als Kaiser Heinrich V., der letzte Herrscher aus fränkischem Stamme, im Jahre 1106 mit seinem Gefolge in die Stadt Rufach im Oberelsaß kam, ließ der kaiserliche Schloßvogt ein Bürgermädchen gewaltsam auf das Schloß schleppen. Die verzweifelte Mutter rief die Bürger um Hilfe an, doch fehlte den Männern der Mut, gegen die gewappneten Dienstleute des Kaisers vorzugehen. Darauf wendete sich die Geängstigte an die Frauen und beschwor sie bei der Liebe zu ihren eigenen Kindern, den Frevel des Schloßvogts zu ahnden. Und in der Tat griffen die Frauen sofort entschlossen zu den Waffen, drangen ins Schloß und wurden, wie die Chronik sagt, „vor Zorn eitel Mann“. Sie schlugen die Wachen nieder und befreiten die Jungfrau. Nun schämten sich die Bürger, daß die Frauen es ihnen zuvorgetan, und erhoben sich gleichfalls gegen die Besatzung. Viele Kaiserliche erlagen den Streichen der wütenden Rufacher. Der Kaiser selbst entkam nur mit Mühe nach Kolmar und mußte Krone, Zepter und Mantel als Trophäen in den Händen der mutigen Frauen zurücklassen. Diese trugen die kostbare Beute im Triumph nach der Kirche und legten sie daselbst zur Aufbewahrung nieder. Seit jenem Ereignisse hatten die Frauen von Rufach bei allen öffentlichen Festlichkeiten und Aufzügen den Vortritt vor den Männern, und bis auf den heutigen Tag sind ihnen als weiterer Vorzug die Kirchstühle zur Rechten des Altars eingeräumt. [E. K.]

Ein vielseitiges Heim im deutschen Vaterlande ist der im Herzogtum Lauenburg gelegene beliebte Ausflugsort Jägersbronnen. Er liegt zwischen dem hamburgischen Städtchen Bergedorf und der holsteinischen Ortschaft Reinbeck, gehört zu der lauenburgischen Dorfschaft Wentorf und zur Kirche Hohenhorn. Die Kinder von Jägersbronnen gehen in Bergedorf zur Schule und erhalten in Reinbeck Konfirmationsunterricht. Die königliche Regierung hat ihren Sitz in Schleswig, der Landrat wohnt in Ratzeburg, der Amtsvorsteher in Schwarzenbeck, der Gendarmeriewachtmeister in Friedrichsruh und der Bezirksfeldwebel in Lübeck. Die Generalaushebung findet in Mölln statt, die Steuern werden in Kröppelshagen bezahlt, der Gerichtsvollzieher wohnt in Trittau. [H. Th.]

Die chinesische Jacana.

(Mit Bild.)

Was bei uns die Wasseramseln, das sind in weiten Gebieten Südamerikas und Asiens die Blätterhühnchen. Sie sind ausgesprochene Wasservögel. Als Hauptvertreter in der Familie ist die Jacana oder Jassana anzusehen. Der schlanke Leib der Jacana sitzt auf langzehigen Beinen und trägt bei der chinesischen Art eine lange, geschwungene Schwanzfeder von schöner Farbe als besonderes Schmuckstück. Äußerst gewandt gleitet die Jacana über die breiten Blätter der Wasserrosen hin, um sich Wasserinsekten und Sämereien zur Nahrung zu suchen. Naht sich eine Gefahr, so taucht sie sogleich in das Wasser hinab, indem sie zum Schwimmen die Flügel wie Flossen gebraucht. Sie verbirgt sich dann unter den Wasserpflanzen, aus denen sie den Schnabel nur so weit über den Wasserspiegel herausstreckt, daß sie durch die Nasenlöcher zu atmen vermag.



From Harper's Magazine.

Die chinesische Jacana.

Ergänzungs-Rätsel.

—tag, —ikan, G—t, —e, Re—, A—, Loc—, H—, Lc—, —er, Of—.

An Stelle der Striche sind die nötigen Buchstaben zu ergänzen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1. Ein Wochentag.
2. Eine Stadt in der Schweiz.
3. Eine Krankheit.
4. Ein Fluß in Frankreich.
5. Eine Dichtungsart.
6. Eine Stadt in Arabien.
7. Ein Kopfschmuck.
8. Ein Haustier.
9. Ein Klebemittel.
10. Ein Künstler.
11. Ein Hausgerät.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die neu eingefügten Zeichen ein Zitat aus Goethes Torquato Tasso.

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 19:

Man liest zuerst die Buchstaben, die durch die Baumstämme angezeigt werden, hierauf die übrigen; es ergibt sich dann das Wort: Waidmannsheil!

Scharade. (Dreisilbig.)

Wir hatten eine Landpartie gemacht,
Der ersten und der zweiten holde Pracht
So recht im Wonnemonat zu genießen.
Doch — frag' ich — soll es einen nicht verdrießen,
Wenn von der dritten uns, die nie begehrt,
Viel mehr als von den ersten ward beschert?
Zuletzt erhob sich noch der Wind und jagte
Die dritte tüchtig, alles schalt und klagte:
Soll man an solchem Tag die dritte sehen,
Mag sie als Ganzes aus den ersten wehen!

Auflösung folgt in Nr. 21.

Wechsel-Rätsel.

Mit **M** ist's eine feste Stadt,
Die manchen Kampf gesehen hat;
Mit **N** im Körper ist's, und auch
Der Fischer nimmt es in Gebrauch;
Mit **O** ist es im Alpenland
Als Fluß mit schönem Tal bekannt.

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Wort-Rätsels in Nr. 19:

Sich.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.